

Literatur des Auslandes.

N^o 143.

Berlin, Mittwoch den 29. November

1837.

Frankreich.

Napoleon als Baumeister.

Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.

Obgleich es schon an und für sich zu den Lieblingsgedanken des Kaisers gehörte, auf Werke der Baukunst zu sinnen, und riesenhafte Pläne die Augenblicke seiner Muße beschäftigten, so war doch der Gedanke, daß der Flor der schönen Künste der lauteste Herold einer gesegneten Regierung ist und dem Andenken des Fürsten, der sie begünstigt, den edelsten Nachruhm sichert, kein geringerer Antrieb dazu. „Ein großer Ruf“, pflegte er zu sagen, „gleich einer großen Erschütterung; je stärker, desto weiter vernommen. Gesetze, Sitten, Völker schwinden; aber ihre Geschichte bleibt und wächst bis in die entferntesten Jahrhunderte, von einer Epoche zur anderen, wie von Felsen zu Felsen hinüberklingend.“ Auch hing er mit zu vieler Vorliebe an Frankreich, um nicht für alle Folgezeit seinen Namen mit unauflösbaren Banden an das Land gekettet zu wünschen, und dieser über die Grenzen einer engen Gegenwart hinausstrebende Sinn spricht sich in den mannigfaltigsten Lagen seines schicksalsreichen Lebens aus. Wie Alexander auf dem Schlachtfelde von Arbela seinen Sieg über Darius geringer ansah als seine Wahl zum Feldherrn der freiheitsliebenden Athener, so äußerte Napoleon in einem ähnlichen Gefühl am Vorabend der Schlacht bei Austerlitz gegen seine Umgebung: „Ich werde zu Paris von mir reden machen.“

Kaum war Napoleon erster Konsul geworden, so betrieb er die geschicktesten Architekten und trug ihnen die Wiederherstellung des Invaliden-Hauses auf. Es mußte natürlich der erste Gedanke eines Mannes seyn, welcher die höchste Staatsgewalt der militairischen Laufbahn verdankte, das letzte Asyl seiner Gefährten, der Zeugen seiner Thaten, auf das würdevollste auszustatten. „Es soll ihr Elysium werden“, sagte er bei dieser Gelegenheit, „das bleibendste Pantheon ihres Ruhmes.“ — Der Löwe von dem St. Markus-Platz mußte Venedig verlassen, um den schönen Springbrunnen im Vorhofe des Hotels zu schmücken. Die vier Korinthischen Kolosse, dieses alte Meisterwerk Griechischen Geistes, die unsichere Trophäe des jedesmaligen Siegers, die im Verlauf der Zeiten nach dem Willen der Eroberer die Reise von Griechenland nach Rom, Konstantinopel, Venedig und Paris gemacht hatte, sollte das Gespann für den Wagen der Viktoria auf dem dem Ruhme der großen Armee geweihten Triumpfbogen des Caroussel abgeben.

Als Napoleon von seinem ersten Feldzuge in Preußen nach Paris zurückkehrte, durchflog er in Eile, ohne sich von der Anstrengung der Reise nur erholt zu haben, die Tuilerien, um die während seiner Abwesenheit vorgenommenen Aenderungen und Verschönerungen zu durchmustern. Wie gewöhnlich hatte er Vieles anzusehen und erieferte sich gegen die Baumeister, die er im Scherz den Ruin der Staaten nannte. Als er aber zufällig aus einem Fenster des Marschalls-Saales nach dem Caroussel blickte, fragte er Herrn von Fleurien, den Gouverneur des Schlosses, der sich nebst den Kaiserlichen Architekten in seiner Gesellschaft befand, warum der Siedel des Triumpfbogens mit Leinwand verhängen wäre? „Sire, es sind die Vorrichtungen, um die Statue Ew. Kaiserlichen Majestät in dem Wagen zwischen den beiden leuchtenden Gemien aufzustellen.“ — „Was soll das heißen“, rief Napoleon mit Lebhaftigkeit, „das will ich nicht.“ Und zu Fontaine gewandt, fuhr er fort: „Befand sich meine Statue schon auf dem Riß, den Sie mir vorlegten?“ — „Nein, Sire, sondern die des Kriegsgottes.“ — „Und warum soll ich den um seinen Platz bringen?“ — „Denon, Sire, hat's so angeordnet.“ — „Das ist Unrecht von ihm!“ war Napoleon's ungeduldige Antwort. „Daß doch die Menschen das Schmeicheln nicht lassen können und mir damit einen Dienst zu erweisen glauben. Die Statue soll fort, verstehen Sie mich, Fontaine? ganz fort! Es ist gegen allen Anstand, sich selbst Bildsäulen zu setzen. Wagen und Gemien werden aufgestellt, aber der Wagen bleibt leer. Basta.“ — Gesagt, gethan; die Statue stieg von ihrem Triumpfbogen nieder und ging in die Verkammung nach der Drangerie, die unter der Gemälde-Gallerie des Louvre liegt, wo sie noch am Ende des Jahres 1830 in Blei gegossen und von sprechender Ähnlichkeit zu sehen war.

Im Jahre 1804 war der Kaiser auf den Gedanken gekommen, den Triumpfbogen des Caroussel aufzuführen. Die Bauriffe waren bereits entworfen, die Kostenüberschläge gemacht, aber eine wichtige Frage noch nicht entschieden, wo das Monument stehen sollte. Die unbefangenen Zwischenredner, die, ohne gefragt zu seyn, ihre Antwort immer auf der Zunge führten, ließen sich dahin vernehmen, daß der dafür gewählte Platz, der sich in der Fronte des Hauptportals der Tuilerien

nach der Caroussel-Seite zu befand, schlecht gewählt wäre. Die Einen wollten den Stand desselben nach dem Pont-tournant, die Andern nach dem Ludwig's (XV.)-Platz, noch Andere nach der großen Allee der Champs-Élysées oder auf den Bastillen-Platz verlegt haben. Alle diese Vorschläge blieben Napoleon nicht unbekannt. „Wunderlich“, sagte er, „kommen mir diese Menschen mit ihrer Furcht vor, daß der Bogen das Schloß, oder das Schloß den Bogen in Schatten stellen könnte. Wem soll man's nun recht machen?“ — „Sire, die beste Antwort auf alle Besorgnisse und Einwendungen wäre nach meiner Ansicht, den Bau des Werkes mit Entschlossenheit zu beginnen“, erwiderte Fontaine. — Diese Sprache des Selbstvertrauens gefiel dem Kaiser, und er antwortete: „Sie haben Recht; wir lassen die Leute Leute seyn, und thun, was uns gefällt.“

Napoleon wollte aus Antwerpen einen Hafen machen, wo große Kriegsschiffe landen könnten, und trug einer Kommission von Sachverständigen seinen Plan zur Prüfung auf. Das Gutachten der Kommission fiel dahin aus, daß Blichingen oder Terneuse sich weit besser für dieses Vorhaben eigneten. Napoleon war für beide nicht. Man stellte ihm vor, daß es unmöglich wäre, die Schelde schiffbar zu machen. Er zuckte mit den Achseln, beharrte entschieden auf seinem Vorsatz, und die Unmöglichkeit verschwand. Die Ingenieure trugen ihre zu diesem Zweck vorgenommenen Messungen auf einer Charte von ungewöhnlichem Maßstabe ein und schlugen diese Leinwand im Kaiserlichen Palaste vor den Augen Napoleon's aus einander. Während der Vorlesung des Berichtes, welchen eines der Mitglieder der Kommission hielt, folgten der Kaiser und sein Marine-Minister Décrès, auf die Charte gestützt, mit ihren Blicken dem Resultat der stattgehabten Messungen und untersuchten die Punkte, welche wegen ihrer Reichthigkeit und der Geneigtheit zur Bildung von Sandbänken als Hindernisse für die Durchsührung angegeben wurden, die Napoleon seinerseits beharrlich zu leugnen suchte und nicht für unübersteiglich gelten lassen wollte. Nach zwecklosen Erdörterungen über die Ausführbarkeit oder Unausführbarkeit des Planes hielt man sich an die unerschwinglichen Kosten, welche ein so riesenhaftes Unternehmen verschlingen würde. Auch dieser Einwurf scheiterte an dem Willen des Kaisers, und nun sprach der Minister ohne längeren Hehl seine innerste Gesinnung aus: „Wir dürfen es wagen, Sire, so unermeßliche Opfer für einen Hafen zu bringen, der einst aufhören kann, Frankreichs Eigenthum zu seyn?“ — Halb ärgerlich, halb scherzhaft erhob sich der Kaiser ungeschäm bei diesen Worten, ergriff das Ende der Charte, auf die Décrès sich noch stützte, und sagte, indem er es in die übrige Leinwand einhüllte: „Auch dann thut mir das Geld nicht leid; Antwerpen wird immer einem Feinde Englands gehören.“

Auch darin fand Napoleon eine Ehre, die Werke seiner Vorgänger fortzusetzen. Als er mit dem Ausbau des Pantheon beschäftigt war, hatte er die Absicht, es seiner ursprünglichen Bestimmung wiederzugeben. „Der Hochaltar bleibt der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. Außerdem müssen die Sarkophage aus dem Minoriten-Kloster, nach der Reihenfolge der Jahrhunderte geordnet, ihren Platz darin finden; sie kommen aus Kirchen, und es ist billig, daß sie wieder darin aufgenommen werden.“ Um dieselbe Zeit bestimmte er, daß die Kirche von St. Denis, welche, nach seinem eigenen Ausdruck, „ein weiter Sarg voll des Staubes vergessener Könige“ war und damals als Militair-Kazareth diente, für die Aufnahme des Kaiserlichen Kapitels geräumt und in Stand gesetzt werden sollte. Er ging noch weiter; er unternahm eines Morgens die Besichtigung des Gebäudes und gab selbst die gewünschten Umänderungen an, bezeichnete die Lage und Aufeinanderfolge der Kapellen und hinterließ den Befehl, daß die Namen der hier begrabenen Könige nach ihrem Range in Frankreichs Herrscher-Dynastien auf Bronze und schwarzen Marmorplatten eingegraben und aufgestellt werden sollten. Endlich entwarf er auch den Plan zu der Gruft, welche die sterblichen Ueberreste der Kaiserlichen Familie aufnehmen sollte.

Und während sein Blick den höchsten Interessen zugewandt war und sein Geist auf Unternehmungen sann, die den Erdkreis mit dem Ruhm seiner Thaten füllten, schenkte Napoleon gleich Karl dem Großen seine ungetheilte Aufmerksamkeit Gegenständen eines engeren Bezirks, wie sie einem Privatmanne anstehen würde, und ging auf das Detail kleinlicher Verbesserungen ein, bei denen er nicht im entferntesten daran denken konnte, sie jemals sich zum Verdienst angerechnet zu sehen. Die Prellsteine, welche in den Straßen von Paris angebracht sind, um den Fußgänger gegen die Möglichkeit des Ueberfahrens zu sichern, hatten durch die bis zum Mißbrauch getriebene Ausdehnung der Schaufenster und Borthüren an vielen Stellen schon längst ihre Bestimmung nicht mehr nachkommen können. Auf einem seiner Inkognito-Spaziergänge bemerkte

dies der Kaiser und sah darin die Ursache von tausend Unfällen. Noch an demselben Tage schrieb er dem Minister des Innern, für die möglichst schnelle Wiederherstellung der Prellsteine Sorge zu tragen, und kam bei dieser Gelegenheit zuerst auf den Gedanken, die Hauseigentümer zur Anlegung von Trottoirs vor ihren Häusern zu nöthigen. „Der Handwerker“, sagte er, „muß seine Erholung in den Straßen von Paris suchen können, ohne von dem Kadriole des ersten besten Patriizers jeden Augenblick der Furcht des Umrennens ausgesetzt zu seyn.“ So ließ der Staatsmann, der große Feldherr, einer der mächtigsten Monarchen, sich herab, das Amt eines Stadt-Sergeanten zu übernehmen, wenn es dem Gemeinwohl förderlich war.

Als der Kaiser während seines Aufenthaltes in Spanien im Jahre 1808 den Wunsch äußerte, gleich bei seiner Rückkehr nach Frankreich einige Tage in Rambouillet zu verleben, wandte man alle Sorgfalt auf die Einrichtung und Möblirung des Schlosses, das seit der Revolution nicht mehr bewohnt worden war. Im Februar kam Napoleon daselbst an, und seine erste Frage war nach dem Badezimmer. Von seinem Kammerdiener dahin geführt, hatte er kaum den Fuß über die Schwelle gesetzt, als er mit unerkennbaren Zeichen des Mißfallens seine Blicke nach allen Seiten umherwarf und endlich in den Ruf ausbrach: „Nein, über diesen Unverstand! wer hat den skandalösen Einfall gehabt? Konstant, rufe mit den Großmarschall zur Stelle.“ Wirklich war der Architekt auf den unpassenden Gedanken gerathen, die lebensgroßen Bildnisse der Damen aus der Kaiserlichen Familie, unter anderen seiner Mutter Lätitia, seiner Gemahlin Josephine, seiner Tochter Hortensia und der Prinzessin Pauline, an den Wänden des Saales in Fresko anbringen zu lassen, und je länger Napoleon seine Blicke auf jede einzelne der Gestalten heftete, desto unwilliger zuckte er mit den Achseln und wiederholte seinen bei solchen Gelegenheiten üblichen Ausruf: „Eine solche Erdummheit!“ — Der Großmarschall kam: „Duroc, ich will den Pinsel, ich meine den Maler, zur Stelle haben, der dies Meisterwerk gepuscht hat, damit er es sogleich übertünche. Wie heißt der Mensch?“ — „Sire, ich weiß seinen Namen nicht.“ — „Gut, ich will ihn auch nicht mehr wissen; aber der Subler muß wenig Respekt vor den Frauen haben, daß er sich eine solche Unanständigkeit herausnimmt. Wohl gemerkt, für meine Rechnung wird er nicht mehr beschäftigt.“ — Ueberhaupt zeigte Napoleon in allen Verhältnissen seines Lebens eine große Achtung für das, was er Kunst nannte. Davon noch folgende Probe. Als es sich darum handelte, den Platz Ludwig XV. mit einer Fontaine zu verschönern, verlangte der Kaiser von dem mit dieser Sache beauftragten Architekten, ihm ein Modell vorzulegen. Dieser that es. Der Entwurf bestand aus vier Rajaden, aus deren Brust der Wasserstrahl hervorschoß. Der Kaiser fand diesen Gedanken unziemlich und gab ihn dem Architekten ganz verstimmt mit den Worten zurück: „Diese Ammen gefallen mir nicht; die Rajaden waren Jungfrauen.“

Seit langer Zeit hegte der Kaiser die Absicht, das Schloß zu Versailles in neuerem Geschmack herzustellen, fand aber die Kostenberechnung, die ihm Gondoin, der dazu berufene Baumeister, ansetzte, so übermäßig, daß er die Sache auf unbestimmte Zeit hinauschoß. Im März des Jahres 1809 jedoch, als er von einem Besuche in der Schule zu St. Cyr nach Hause fuhr, ließ er seine Karosse an der Treppe der Drangerie zu Versailles, welche die hundert Stufen heißt, anhalten, nahm den Weg zum Schloß und blieb vor dem Gitter des Zeughauses stehen, in schweigende Betrachtung der großartigen Bauwerke, die seit der Revolution nicht mehr bewohnt waren, versunken. Nachdem dies einige Zeit gewährt hatte, machte Napoleon jene Bewegung mit dem Kopfe, die ihm eigen war, wenn er einen großen Entschluß gefaßt hatte, und stieg in seinen Wagen, indem er zum Herzog von Vicenza, auf dessen Arm er sich gestützt hatte, sagte: „Es ist beschlossen, ich muß die sechs Millionen daran setzen, welche Gondoin verlangt, ich kann die geschwänzte Sippschaft der Ratten und Mäuse nicht ferner von ihren Löchern aus das Schloß zernagen sehen, oder man wird in ein paar hundert Jahren die Ruinen von Versailles wie die Babels, von denen, beiläufig gesagt, nicht mehr ein Stein vorhanden ist, besuchen. Es scheint mir eine Nationalsache.“ — Wenige Tage darauf diktierte der Kaiser nachstehende Note dem Baron Jahn: „Wenn Hr. Fontaine mir einen vernünftigen Plan vorschlägt, der nicht mehr als sechs Millionen kostet, so bin ich bereit, den Schloßbau zu Versailles unter folgenden Bedingungen zu unternehmen:

- 1) Ich, die Kaiserin und unser Haus müssen bequem wohnen können; für mich verlange ich dabei ein eigenes Badezimmer nebst Kabinett.
- 2) Es muß 6 Wohnungen für Könige, 12 für Prinzen, 24 für Marschälle und Stallung für 200 Pferde enthalten.
- 3) Die Seite des Schlosses, die den Namen „Ministerpavillon“ führt, muß in Stand gesetzt und ihr parallel ein zweiter gebaut werden.
- 4) Nicht minder die Intendantur, die Kanzlei, der kleine Schauspielsaal oder die Oper und die Kapelle; Gemälde dürfen nicht fehlen, die Speicher des Schlosses müssen eine genügende Zahl derselben enthalten.
- 5) Der große Ausgang muß von neuem hergestellt werden.
- 6) Die alten Bauten aus den Zeiten Ludwig's XIII. werden niedrigergerissen; sie verrathen keinen guten Geschmack.
- 7) Alle Zimmer müssen in gerader Linie mit einander verbunden seyn, von dem ersten Kabinett im linken Flügel bis zum letzten im rechten, so daß diese Zimmer eine einzige übersehbare Reihe bilden, wie eine weite Gemäldegalerie.
- 8) Meine Waffenschmiede, auf welche ich viel halte, darf dabei nicht außer Acht gelassen werden; sie bringt der Stadt auch etwas ein; man sehe, ob sie in der Intendantur oder der Kanzlei untergebracht werden könne.

— So, denke ich, muß das Schloß wohnlich werden und ich jährlich daselbst einen Theil des Sommers zubringen können. Aber ehe der Plan ins Werk gesetzt wird, soll der dazu berufene Architekt auf sein Wort versichern, daß die Ausführung die bewilligten 6 Millionen nicht übersteigen werde; sonst will ich nichts davon hören, und die Kosten des unvollendeten Werkes fallen ihm zur Last.“ — Aus dieser wörtlich

wiedergegebenen Note ist ersichtlich, daß in den Verschönerungen, welche mit dem Schloße zu Versailles nachher vorgenommen sind, die Unternehmer buchstäblich die Absichten ausgeführt haben, welche der Kaiser 24 Jahre früher im Sinne hatte.

Kurz nach der Geburt des Königs von Rom ließ Napoleon eines Morgens, noch im Frühstück begriffen, Hrn. Fontaine rufen, und fragte ihn, wie hoch sich die Kosten eines Pavillons mit Zubehör belaufen könnten, welchen er am Abhange der am Wasser gelegenen Terrasse aufzuführen beabsichtigte, um daselbst mit seiner Gemahlin und seinem Sohne zuweilen das Frühstück einzunehmen. Fontaine suchte einen annähernden Ueberschlag zu entwerfen; der Kaiser unterbrach ihn: „Wir wollen nicht lange handeln, nennen Sie mir den Preis in einer runden Summe.“ — „Sire, die Sache kostet nicht weniger als eine halbe Million.“ — „Eine halbe Million“, sagte der Kaiser ihm nach, indem er sich eifrig vom Tisch erhob, „was, eine halbe Million für einen Tisch im Freien, wenn der Himmel blau ausbleibt? Nein, 10,000 Franken wage ich aufs Höchste daran.“ — „Sire, das geht nicht.“ — „Gut, so bleibt's, ich trinke nach wie vor meinen Kaffee am Fenster, und das Frühstück kostet mich 30 Sous.“ — „Eine halbe Million?“ wiederholte er und durchmaß mit langen Schritten den Saal; „nun mundere ich mich nicht mehr, daß die Baumeister Ludwig XIV. zu Grunde gerichtet haben. Aber eine Schande ist's“, fügte er bald darauf hinzu, indem er durch eine der Fensterbrüstungen des Zimmers nach der Kaserne der Kaiserlichen Garde blickte, die auf dem Quai d'Orsay stand; „es ist eine Schande, so erbärmliche Gebäude aufzuführen.“ Und indem er Befehl gab, ihm mehrere Pläne für eine neue Kaserne vorzulegen, wählte er einen, und unmittelbar darauf wurde jener herrliche Palast begonnen, den man heute auf dem Quai d'Orsay in der Ecke der Straße Belle-Chasse bewundert, und der erst im verwichenen Jahre vollendet worden ist.

Nie hat ein Schauspielsaal in kürzerer Zeit mehr Revolutionen erfahren, als der im Schloß der Tuilerien. Angefangen im Jahre 1803 und auf den Trümmern des Sitzungssaales des Konvents aufgeführt, ward er erst im Dezember 1811 vollendet. Die Abtragung dieses Saales gab Napoleon den Stoff zu mancher bemerkenswerthen Aeußerung. So sagte er unter Anderem, als er die Zimmerleute das Deckenwerk einreißten sah: „Diese Bauart ist ein charakteristisches Bild von der Zeit, die ihr den Ursprung gab, indem sie ein wunderbares Gemisch von Größe und Eilefertigkeit darbietet. Man sieht, daß die Arbeiter unter Aufsicht standen, die mit der Fuchtel in der Hand Befehle erteilten, und unbegreiflich ist's, wie dieser Saal nicht schon hundert Mal unter der Last jener stürmischen, von wilden Leidenschaften getriebenen Menge, welche in diesen Räumen auf- und abzogte, zusammengeklüsst ist. Und wenn nun der morsche Bau während einer ihrer verurtheilten Sitzungen zusammengebrochen wäre und einigen Fanatikern der Bergpartei den Kopf zerstoßen hätte, was wäre da heimlich gemunkelt worden! Und die einfache Ursache davon war? Nichts als die Unwissenheit eines Maurers. Von so geringen Veranlassungen hängen oft große Staatsumwälzungen ab!“

Wenige Tage darauf war Talma beim Kaiser: „Mein Freund“, sagte dieser zu ihm, „Sie sollen über die Veränderungen, die ich mit dem Schauspielsaal vorgenommen habe, Ihr Urtheil geben; kommen Sie, ich will Ihnen Alles zeigen, nur nehmen Sie sich in Acht, daß Sie dabei nicht den Hals brechen.“ — „Sire, ich bin ohne Furcht, auf diesem Felde stülbe ich mich heimisch.“ — „Ausrichtig gestanden, ich nicht“, war Napoleon's launige Antwort, und indem er den Künstler am Arme ergriff, führte er ihn über die dunkelsten Gänge und gelangte mit ihm über Logen, Parquet und Orchester auf die Bühne. Dort hatte Napoleon, um große Opern und Ballets ausführen zu können, überraschende Veränderungen vornehmen lassen. Decorationen, Bersenkungen und Wolkenzüge hatten nur unter schwierigen Vorrichtungen in verhältnißmäßig so engem Raume untergebracht werden können, aber vor des Kaisers allmächtigem Willen hatte sich Alles geerdnet. Er war mit Talma allein. Das bloße Licht einer einzigen Lampe warf nur einen düsteren Schein auf die Umgebung. Plötzlich sagte Napoleon zum Tragiker: „Glauben Sie wohl, daß mancher Engländer sich's viel Geld würde kosten lassen, an Ihrer Stelle zu seyn? Nur einer ihrer Agenten dürfte sich hier einschmuggeln, und er findet die glünstige Gelegenheit, sich meiner zu entledigen.“ — „Sie erschrecken mich, Sire“, rief Talma; „wenn Jemand hier verborgen . . .“ — „Beruhigen Sie sich“, sagte Napoleon und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter; die Weltgeschichte hat zu viel Achtung vor mir, um mich hinter den Coulissen wie einen Bühnenhelden kochen zu lassen. Sie hat andere Absichten mit mir; denken Sie an Cäsar und sein Glück.“

Nach den Schlachten bei Baugen und Lützen im Jahre 1813 gab Napoleon neue Befehle, an der Verschönerung von Paris mit Eifer zu arbeiten. Als er seine Heere an den Ufern des Rheins verließ, kam er den 7. November nach St. Cloud, begab sich den 11ten in den Senat und berief am 10ten die Architekten, um sich von dem Fortgange der Bauten, die er vor seinem Abgange nach Sachsen ihnen anvertraut hatte, Rechenschaft geben zu lassen. Am 19ten desselben Monats nahm er seinen Aufenthalt in Paris und hielt am 22ten eine sorgfältige Prüfung der unteren Gallerie des Musée und der neu angelegten Theile des Louvre mit der Aussicht nach der Straße St. Honoré. Er glaubte zu bemerken, daß seit seiner Abwesenheit nicht viel Wesentliches zu Stande gekommen wäre, obgleich dies nicht gegründet war und lediglich in seiner Gemüthsstimmung lag. Darauf begab er sich nach den Tuilerien zurück, verlangte seine Equipage und fuhr aus dem Palaste auf der Carroussel-Seite, um die neue Getraidehalle in Augenschein zu nehmen, deren neue eiserne Dachbedeckung, unter Leitung des berühmten Boulanger ausgeführt, seine Bewunderung auf sich zog, nahm dann seinen Weg durch die Hallen, von einer zahlreichen Volksmenge begleitet, die „Vive l'Empereur!“ schrie, Bittschriften zuwarf und unter kräftigen Ausdrücken die Arme zu seiner Verteidigung in die Höhe

hab, und fuhr über den Pont-neuf, um die Arbeiten im Luxemburg zu beaufsichtigen. Der diensthabende Flügel-Adjutant, sein Stallmeister und der kaiserliche Architekt befanden sich in seiner Gesellschaft. In diesem Tage hatte einer seiner Pagen sich die Abwesenheit des Kaisers zu Nutze gemacht, um auf eigene Hand einen Spaziergang nach den Quais zu unternehmen, kam aber gerade dem Kaiser in den Weg, als dieser um die rue de Seine bog und nach dem Luxemburg wollte. Dem Pagen half sein Sträuben nichts, er wurde von der wogenden Menge bis unter das Pferd des Kaisers getragen. Nun war es aber dem Hofgesinde streng untersagt, während des Dienstes das Schloß zu verlassen, und noch mehr, dabei Civiltracht anzulegen; das wachte der Page, gab jedoch der Hoffnung Raum, daß der Kaiser ihn im Gedränge nicht bemerkt haben würde. Aber bald mußte der Wagemuth sich vom Gegentheil überzeugen; denn der Kaiser hatte ihn deutlich wahrgenommen. Abends, bevor man sich zur Tafel setzte, gab ihm der Kaiser einen Wink mit dem Finger und sagte: „Tritt näher!“ sagte ihn dann am rechten Ohrflüppchen, welches er diesmal etwas stärker als gewöhnlich zog und fügte hinzu: „Junger Springinsfeld, was machtest Du heute Morgen in meiner Nähe, in der Vorstadt St. Germain?“ Der Page senkte den Kopf und suchte sich nicht einmal zu rechtfertigen. „Man verkleidet sich wohl, um desto ungescheuter seinen Schlichen nachgeben zu können, vergißt die Ordre, oder macht sich darüber gar noch lustig? Nicht so? aber ich weiß schon, wo das hinaus soll; Du gehörst zu denen, die mich ausespioniren wollen.“ Diesen Vorwurf machte ihm der Kaiser nur im Scherz, der junge Mann nahm ihn aber für Ernst, hob mit einer Art von beleidigtem Ehrgefühl den Kopf in die Höhe und warf auf den Kaiser einen stummen Blick, der berechtigt sprach als alle Entschuldigungen, die er hätte vorbringen können, um sich von einem solchen Verdacht zu reinigen. Napoleon verstand, was in der Seele des Pagen vorging, ließ das Ohr, das er bis dahin gehalten hatte, frei, und indem er ihm mit der Fingerspitze einen jener gelinden Backenstrieche gab, die bei dem Kaiser die Stelle einer schmeichelhaften Lobeserhebung vertrat, fügte er mit dem Tone des Wohlwollens hinzu: „Nein, ich bin im Irrthum, Du wolltest mich nicht ausespioniren; aber bedenke einmal ernstlich, wenn ich ausfahre und Alle es so machten wie Du, wer sollte das Haus bewachen?“

Der letzte Befehl, den Napoleon am 21. Januar 1814, wenige Stunden, ehe er zu jenem bewundernswürdigen, aber unglücklichen Defensivkriege auf französischem Boden von Paris abreiste, seinem Minister hinterließ, enthielt die Anweisung zu zahlreichen Bauunternehmungen für die arbeitende Klasse, weil er mehr als jemals das Bedürfnis, sich beim Volke beliebt zu machen, fühlte und beständig die Furcht hegte, daß während seiner Abwesenheit die Arbeiter der Hauptstadt, für die er stets Sorge trug, ihren Unterhalt einbüßen könnten. Aus allem diesem geht entschieden hervor, daß Napoleon ein Freund von Bauwerken war, wie es die zahlreichen und herrlichen Denkmäler seiner glorreichen Regierung bezeugen; daß er aber nicht Mörkel und Bruchstein als solche, nicht die todte Steinmasse liebte, sondern nur eine würdige Erholung von seinen schweren Herrscher Sorgen darin sah. (Le Siècle.)

Bibliographie.

- Le Cercle agricole. Journal mensuel, consacré à l'agriculture, aux forêts, cours d'eau, défrichemens etc. — Der Jahrgang 6 Fr.
- Compte général de l'administration de la justice criminelle en France pendant l'année 1835. 4.
- Projet de loi pour l'organisation d'une société générale entre tous les hommes dont la profession fait partie de l'art de guérir. — Von J. F. Courhaut. 2 Fr.
- La science politique fondée sur la science de l'homme, ou étude des races humaines sous le rapport philosophique et social. — Von B. Courtet. 8 Fr.
- Voyages et naufrages curieux en Océanie. — Von Ch. De Latre. 18.
- Traité des études médicales. — Von E. F. Dubois. 7 Fr.
- Encyclopédie des Lois. Dictionnaire général des lois, décrets etc. depuis 1788 jusqu'à 1837. — Von J. Forfeller. Giebt 5 Theile in 10 Bänden zu 50 Bogen. Preis des Ganzen 125 Fr.
- Vie de Martin Luther. — Von Ledderhose. Aus dem Deutschen. Straßburg.
- Traité de Diagnostic et de Seméiologie. — Von P. A. Piorty. 7 Fr.
- Revue coloniale. Intérêts des Colons, Marins etc. — Der Jahrgang 20 Fr.

P o l e n .

Die Sage von Twardowski, dem Polnischen Faust. *)

Twardowski war ein ehrlicher Polnischer Edelmann aus alter Familie. Er hatte aber den Fehler, daß er sich klüger dünkte, als andere rechtschaffene Leute, und so gedachte er sogar gegen den Tod ein Mittel aufzufinden, denn das Sterben wollte ihm gar nicht in den Sinn.

Einst las er in einem alten Buche, wie man den Teufel citiren könne. Er verließ daher um Mitternacht in der Stille Krakau, begab sich in das nahe Podgorze und fing an, mit lauter Stimme den Bösen zu rufen. Der Gerufene ließ nicht lange auf sich warten, und die Parteien schlossen, wie es in damaliger Zeit zu geschehen pflegte, einen Vertrag mit einander. Satan schrieb auf den Knien einen langen Schuldbrief, welchen Twardowski mit seinem Blute, das er aus einer kleinen Wunde am Goldfinger sich gepreßt hatte, unterzeichnete.

*) Aus der demnächst in Warschau erscheinenden „Sammlung von Sagen des Polnischen und Russischen Volkes, herausgegeben von W o n c i e k l .“

Der Hauptartikel des Briefes war, daß der Böse kein Anrecht auf die Seele und den Körper Twardowski's habe, bevor dieser nicht in Rom anzureisen sey.

Das Erste nun, was Twardowski, kraft dieses Paktes, dem Bösen, als seinem Knechte, anbefahl, war, daß er das Silber aus ganz Polen in die Gegend von Dikus zusammentrage und es tief in den Sand verscharre. — Der gehorsame Knecht erfüllte den Befehl; schon lange Jahre gräbt man jenen Silbermassen nach, aber noch bis auf den heutigen Tag sind sie nicht alle an das Tageslicht gebracht worden.

Zum Zweiten verlangte der nunmehrige Herr und Meister, daß sein Knecht einen hohen Felsen aus der Umgegend des Piestower Berges von seinem Orte bewege und mit dem schwersten Ende nach oben drehe, zugleich dafür Sorge, daß dieser Fels ewig so stehen bleibe. — Das Dienerklein gehorchte, und noch heute steht jener Felsen, der Falkenfels in den Karpaten.

So vermochte und besaß Twardowski Alles, was sein Herz sich wünschte. Er durchschnitt die Luft ohne Flügel; nur bei weiten Reisen bestieg er einen Hahn, und kein Reiter hätte ihn dann eingeholt. Er fuhr mit seiner Geliebten auf der Weichsel dem Strome entgegen ohne Ruder und Segel, und nahm er das Glas zur Hand, so verbrannte er die Dörfer hundert Meilen in die Runde.

Da ward sein Herz von der Liebe zu einem Fräulein entzündet, und er wünschte sie sich zur Gattin. Das Fräulein aber hatte in einem Fläschchen ein Insekt und wollte nur demjenigen ihre Hand reichen, der erriethe, was das für ein Insekt wäre.

Twardowski war nicht auf den Kopf gefallen; er hüllte sich in die Lumpen eines alten Bettlers und begab sich zu der schönen Dame. Sie hielt ihm alsbald ihr Fläschchen vor und sprach:

„Was für ein Thierchen? ein Wurm oder Schlangen?“

„Rathe, mein Lieber, willst's Mädchen erlangen?“

„Hoho!“ rief Twardowski, „'s ist ein Bienschchen, Verehrte.“

Errathen war's, und Twardowski führte sein Liebchen heim.

Die Frau Twardowska besaß ein kleines Haus von Lehm auf dem Markte zu Krakau und verkaufte allda Köpfe und Schüsseln. Ihr Gemahl pflegte dann wohl, wie ein vornehmer Herr gekleidet, mit glänzendem Hofstaate vorüberzufahren und von dem Gesinde die Gefäße zerschlagen zu lassen. Wenn nun die Gattin darüber leiste und suchte, so sah er in der schönen Kalesche und lachte aus Herzensgrunde.

Gold hatte er immer wie Sand, denn Satan mußte bringen, was er verlangte. Nicht immer aber gelangen ihm seine Sprünge. Einstmals begab er sich ohne sein magisches Schutzmittel in einen dunkeln Wald. Während er in tiefen Gedanken dasaß, sagte ihn plötzlich der Teufel und verlangte, er sollte sich sofort nach Rom begeben.

Der erzürnte Schwarzkünstler entgegnete mit seinen bestigten Zaubervorten; der Böse mußte sich zur Flucht wenden und riß in seinem Grimme eine Fichte mit den Wurzeln aus der Erde, warf sie dem Gegner vor die Beine und zerschlug ihm einen Fuß. Von der Zeit an hieß Twardowski und hieß allgemein „der Labmopsot“.

Am Ende verdroß es den Teufel, daß er so lange auf des Zaubereers Seele warten mußte, und er griff zu einer List. In Gestalt eines Dieners kommt er zu Twardowski und meldet, ein kranker Herr verlange sein, als eines erfahrenen Arztes. Twardowski eilt hinter dem Boten her in ein nahes Dorf, unbekannt damit, daß die Schenke des Dorfes „Rom“ heiße.

Raum ist er über die Schwelle des Hauses getreten, da bedecken Schaaren von Krähen, Eulen und Käuzen das Dach und erfüllen mit gräßlichem Getöse die Luft. Twardowski ahnt, was ihm hier bevorsteht; zitternd reißt er ein eben erst getauftes Kind aus der Wiege und beginnt es zu liebkosen, als der Teufel eintritt.

Der war hübsch gekleidet: er hatte einen dreieckigen Hut und ein französisches Fräulein, die Weste reichte bis über den Bauch, die kurzen Beinleider schlossen nett an, an den Schuhen waren Schnallen und Bänder; dennoch erkannten ihn Alle sogleich, denn die Hörner guckten aus dem Hute hervor, die Nägel aus den Schuhen, auch der Haarzopf steckte hinten heraus.

Er wollte eben seinen Mann ergreifen, als er das Hinderniß erblickte, das Kind, zu dem er kein Anrecht hatte. Aber er schaffte sich alsbald Rath. Er trat vor den Zauberer hin und sprach:

„Bist aus gutadligem Geschlechte, also — Verbum nobile debet esse stabile.“

Da sah Twardowski ein, daß er sein abliges Wort nicht brechen dürfe; er legte das Kind in die Wiege, und gleich flogen Beide geraden Weges zum Schornstein hinaus.

Die Raben und Krähen und Eulen schrien freudig auf. — Jene flogen höher, immer höher. Twardowski verlor seine Besinnung nicht; er konnte noch die Erde sehen. Dörfer erschienen ihm wie Punkte, große Städte wie Fliegen und Krakau selbst wie zwei Spinnen neben einander.

Junige Neue preßte ihm das Herz zusammen. Er gab Alles auf, was ihm theuer war, was ihm Freude und Lust gebracht hatte. Schon war er, wohin kein Adler der Karpaten je gedrungen, wo ihn fast kein menschlich Auge mehr erreichte, da sammelte er den letzten Hauch in der erschöpften Brust zu einem heiligen Gesange.

Es war eine Hymne, die er in früher Jugend, als er noch keine Zaubereien kannte und noch unschuldigen Herzens war, zu Ehren der Maria selbst gefeßt und täglich gesungen hatte.

Seine Stimme verhallte oben in der Luft, obgleich er laut und aus vollem Herzen sang, aber die Hirten, die unter ihm auf den Bergen hüteten, schauten umher und staunten, daß aus der Wolke ein geistliches Lied erkündete. Denn der Gesang stieg nicht in die Höhe, sondern senkte sich herab zur Erde, um die menschlichen Herzen zu erbauen.

Das Lied war zu Ende. Staunend bemerkte Twardowski, daß er nicht mehr in die Höhe gerissen werde, sondern fest an den Ort gebannt sey. Er blickte um sich, der Gefährte seiner Reise war verschwunden,

und eine laute Stimme rief ihm, wie ein ferner Donner, aus hell-schimmernder Wolke zu:

„Hier verweile schwebend bis zum großen Gerichtstage!“

Bis jetzt ist er noch an derselben Stelle. Die Worte sind ihm längst im Munde erkoren, seine Stimme vernimmt Niemand mehr, aber die Geiße, die sich alter Zeiten erinnern, zeigen, wenn der Mond in vollem Lichte erglänzt, hinaus nach einem schwarzen Fleckchen, dem Körper Twardowski's, der dort des großen Gerichtstages harret.

Die hier mitgetheilte Sage hätte leicht können breiter erzählt und mit mancherlei Schmuck versehen werden, aber wir haben es vorgezogen, ihr das einfache Gewand zu lassen, in welchem sie unter dem Polnischen Volke selbst einherstreitet.

Twardowski scheint im 15ten Jahrhunderte, zur Zeit des Königs Sigismund August, wirklich in Krakau gelebt zu haben. Man hat ihn mit dem Deutschen Faust verglichen, ja er ist mit diesem für eine und dieselbe Person ausgegeben und sein Name (Twardy ist zu Deutsch: fest) ist für eine bloße Uebersetzung des Deutschen Namens gehalten worden. Mit welchem Rechte, ist bis jetzt noch nicht ausgemacht. Uebergänge der Deutschen und Polnischen Sage scheinen vorhanden zu seyn, denn auch Faust soll ja in Krakau eine Zeit lang gelebt haben. Man hat noch einige lustige Geschichten von dem Humor und den Kunststücken des Twardowski. So soll er auch dem Könige Sigismund August, als dieser sich nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, der trefflichen Barbara Radziwill, dem bestigsten Schmerze überließ, die Gemahlin aus dem Grabe heraufzitiert haben, worauf des Königs Sehnsucht aber nur um so größer wurde.

In der Kirche zu Wengrow befindet sich noch jetzt hoch über dem Eingange zur Sakristei ein Spiegel, der für den Herzenspiegel des Twardowski gilt. Er ist aus weißem Metall, schön glattgeschliffen und hat die Umschrift:

„Luserat hoc speculo magicas Twardovius artes,
Lusus at iste Dei versus in obsequium est.“

Man meint, daß sich selbster fürchtbar, häßliche Gesalten in demselben gezeigt haben, und noch jetzt meidet man seinen Anblick. Neuere Besucher der Kirche haben nur mit Mühe die Erlaubniß erlangt, den Spiegel näher zu betrachten.

Sigismund August schenkte den Jesuiten in Wilna unter vielen anderen Büchern auch ein sogenanntes „Manuskript des Twardowski“. Das Buch soll, obgleich es mit eiserner Kette an der Wand befestigt war, verschwunden seyn, als ein Jesuit darin zu lesen anfing. Jetzt ist das Buch in der Krakauer Bibliothek. Es ist eine Art Encyclopädie, daher die Sage, daß man Alles aus dem Buche lernen könne. Der Verf., der sich in dem Werke selbst nennt, ist Paul Zidek, ein Böhme, der um 1460 in Krakau studirt hat.

In der Krzemionki, einer kleinen Bergreihe bei Krakau, zeigt man noch eine Höhle, welche man die „Kathedra des Twardowski“ nennt.

Der Sage haben sich die Polnischen Dichter bemächtigt, wie der vom Faust die unsrigen. Man hat eine Oper: „Twardowski in den Krzemionki“, und manchem unserer Leser wird die ausgezeichnete, bereits mehrmals übersehte Ballade von Mikiewicz nicht unbekannt geblieben seyn.

A. Wrr.

England.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde in England.

Da in Nr. 125 des „Magazins“ das mißliebige Urtheil Englischer Journale über die Uebersetzung von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde erwähnt worden, so möchte wohl auch billig seyn, auf einige wohlwollendere Beurtheilungen aufmerksam zu machen. Das Metropolitan Journal läßt sich also vernehmen: „Dieser Briefwechsel ist in der That ein merkwürdiges und sehr interessantes kleines Werkchen, eines, worüber man nicht voreilig urtheilen darf, da die Sprache desselben zu großen Mißverständnissen leicht Veranlassung geben kann. Die Briefe, von denen nur wenige von Goethe sind, sind voller Phantasie und einige davon so überströmend von Reichthum, Geist und Originalität, daß wir nicht glauben können, es werde irgend Jemand damit unzufrieden seyn, obschon Einige von uns die schöne Schriftstellerin nicht ganz verstehen dürften. In der Vorrede werden wir ausdrücklich gegen absichtliches Mißverstehen und Verdrehen der Beweggründe des Werkes gewarnt. Die zweifelhaften und unklaren Stellen des Textes werden für Zerungen eines reizbaren, sehr jungen und phantastischen Gemüths erklärt, und wir sind vollständig versichert, daß der Verkehr zwischen der Heldin und dem großen Deutschen Dichter Goethe durchaus vorwurfsfreier Natur war. Die gewöhnlichste Höflichkeit berechtigt uns, diesen beiden Bändchen eine geduldige und sorgfältige Aufmerksamkeit zu widmen. Sie sind von einer Dame von Rang und hoher Stellung in der Welt, betitelt, von Adel und im Leben wohlverfahren. Der lobenswerthe Zweck der Herausgabe dieser Briefe im Original und eben so ihre Uebersetzung ins Englische ist die Beschaffung von Geldmitteln zur Errichtung eines Denkmals für Goethe, und die gewöhnlichste Aufrichtigkeit zwingt uns, zuzugestehen, daß diese Briefe an vielen Stellen ein mannichfaches und entzückendes (delightful) Talent, zahlreiche Proben von Feinheit, große Bildung und ausgefuchtem Geschmacke entfalten. An anderen Stellen verlegt uns der Ausdruck als herb und ungewöhnlich; der Styl entfernt sich oft von der gefälligen Umgangssprache, und hin und wieder gehen die überspannt geistreichen Beschreibungen bis zum Abgeschmackten. Indessen, trotz dieser Einwürfe gegen das

Werk, meinen wir dennoch, daß es in England guten Absatz und viele Nachfrage finden und zu seinem lobenswerthen Zweck keine geringe Beisteuer liefern werde.“

Mit größerer Ausführlichkeit und bestimmterem Eingehen in das Einzelne ist eine vom „Spectator“ gegebene Beurtheilung geschrieben. „Der Inhalt dieser Bände“, heißt es in dieser Kritik, „ist nicht weniger außergewöhnlich, als ihr Titel, obschon jener von ganz anderer Art ist, als dieser ihn uns erwarten läßt; denn anstatt eines „Kinde“ in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes ist der Korrespondent des großen Goethe eine süßge Jungfrau (a miss in her teens). Allein: honni soit qui mal y pense! wenn Liebe jemals rein platonisch war, so ist es diese. Die Briefe der kleinen Bettina sind nur kindisch in ihrer wilden und spielenden Einfalt; ihre Neigung zu Goethe, obgleich weiblich, ist die eines Kindes und ihr Gefühl eben so rein und unschuldig, als glühend und frei ausgesprochen, während Goethe die entsprechenden Gefühle väterlicher Liebe und Freude athmet. Wie sein Motto sagt: „Dies Buch ist nicht für die Bösen, sondern für die Guten“, so werden Alle, welche die menschliche Natur studiren, es interessant finden, das Herz eines arglosen, empfänglichen Wesens, wie es sich mit rücksichts- und furchtlosem Vertrauen in diesen durch Goethe's Namen geheiligten Briefen entfaltet, kennen zu lernen.“

„Ein sentimentaler Briefwechsel zwischen zwei Personen, auch wenn sie geistreich sind, wird für einen Dritten sehr leicht langweilig und unschmackhaft; allein diese Briefe, selbst die unbedeutenden und rein persönlichen, die dem Vorwurfe ausgesetzt sind, etwas zu schmeicheln und egoistisch, öfter nur einseitig zu seyn, da die des Mädchens sehr häufig und umfangreich sind, erfreuen als absichtslos und originell; ihre Frische und lebhafteste Färbung muß selbst langweilige Leser, denen das Gefühlvolle zuweilen gekünstelt und kindisch erscheint, ergötzen. Die geringste Affectation würde den Reiz zerstören und daraus eine — wie man sagt — allerliebste Unbedeutendheit machen; allein hier ist Alles echt und wahr, denn sonst würde Goethe dadurch nicht so gefesselt worden seyn.“ Der Beurtheiler verweilt nun ausführlich bei dem Verhältniß Bettina's zur „Frau Rath“, deren Charakter ihm, wie auch den Deutschen Lesern, ganz besonders zusagt. Wenn er aber Bettina beschuldigt, daß sie mit Kaiser Karl VII., welcher bereits 1743 starb, einige sentimentale Liebeshändel (sentimental flirtations) gehabt, so ist dies eine sehr komische Verwechslung der Personen. Sehr gut ausgewählt sind die von Bettina als Episoden erzählten Begegnungen mit Frau von Staël, mit Winter und Beethoven.*

Bibliographie.

- Dr. Johannes Müller's Elements of physiology. — Uebersetzt von W. Bailly. Erste Abthg. 9 Sh.
 Dictionary of the arts of antiquity. — Nach Julius Sillig. 8½ Sh.
 The philosophy of marriage. — Von Dr. Ryan. 6 Sh.
 The chemistry of nature. — Von Hugh Reid. 5 Sh.
 Ethel Charchill — oder die beiden Bräute. Roman von der Verfasserin der „Improvisatrice“ u. 3 Bde. 31½ Sh.
 A home tour through various parts of the United Kingdom. — Von Sir George Head.

Mannigfaltiges.

— Schwedischer Volks-Kalender. Der mit so kunst- und zahlreichen Holzschnitten ausgestattete Volkskalender unseres Mitbürgers, Herrn Professor Gubitz, hat in Schweden einen Nachahmer gefunden. Der bei Friese und Sägge in Stockholm erscheinende „Svensk Folk-Kalender för år 1838“ hat zwar keine so reiche künstlerische Ausstattung, aber er ist nicht minder wohlfeil, als der Gubitz'sche und enthält dabei eine Auswahl gebaltvoller Schwedischer Original-Beiträge. Unter Anderem befindet sich darin ein Aufsatz „Luther in Wittenberg“, welchem eine Abbildung des Marktes dieser Stadt mit der in der Mitte desselben aufgestellten Bildsäule des großen Reformators beigegeben ist. Eine „Reise durch die Sächsische Schweiz“ giebt die Bemerkungen eines Schweden über dieses Alpenland en miniature.

— Croffe's Insekten. Herr Andrew Croffe zu Broomfield bei Taunton in England hört noch immer nicht auf, mit Hilfe seines elektromagnetischen Apparats Insekten zu fabriciren, und die Englischen Provinzialblätter sind gläubig genug, alle Berichte, die er über diesen Gegenstand einsendet, ihren Lesern mitzutheilen. Kürzlich — so schreibt er wenigstens — ist es ihm gelungen, aus einer Auflösung von Potasche eine ganz neue, bisher noch nicht gekannte Art von Maden zu fabriciren, die, so lange sie jung sind, sechs Füße haben, später aber acht Füße bekommen. Er spottet über diejenigen, die seinen Experimenten keinen Glauben schenken, und meint, man würde anderer Ansicht werden, wenn man sein Verfahren erst genauer kennen werde.

* Wir haben diese Englischen Urtheile nicht um ihrer selbst willen mitgetheilt, denn sie sind weder geistreich, noch enthalten sie über den Briefwechsel Etwas, das nicht schon in Deutschland selbst viel besser gesagt worden wäre. Nur um der Wahrheit die Ehre zu geben und um nicht parteiisch gegen ein Buch zu erscheinen, dessen Eigenthümlichkeiten und großen Reiz wir niemals verkannten, haben wir den soigen Bemerkungen des Atlas diese wohlwollenden gegenüberstellen zu müssen geglaubt. Gleichwohl können wir auch dadurch nicht von der Ansicht zurückgebracht werden, daß uns die Uebersetzung des Briefwechsels ins Englische und Französische eine verheißene Speculation, nicht bloß in Bezug auf das projectirte Denkmal, sondern auch für die Verbreitung von Goethe's Ruhm im Auslande scheint. Wo man nicht, wie in seinem Deutschen Vaterlande, den Dichter in seiner ganzen Größe kennt und liebt, wird man leicht geneigt seyn, in seinem Verhältnisse zu dem Kinde, wie es in den Briefen sich darstellt, den lieblosesten Egoismus von der einen und die affectirteste oder unbegreifliche Leidenschaft von der anderen Seite zu erblicken.